Seelach nach Nardenheim wandert, der muß schon über genaue Ortskenntnisse verfügen oder eine gute Karte besitzen, wenn er den Galgenwasen finden will. Die einstige Heide ist unter den Pflug genommen und auch die Tannen, die früher hier standen und wie die Laustanne beim Freigericht der Leutkircher Heide an die „alte Stätte der Gerechtigkeit" erinnerten, sind längst gefällt. Drüben über dem Remstale aber erhebt sich der Hohenstaufen noch immer wie ein König aus dem Lande ringsum und blickt herüber auf den Seelacher Gerichtswasen — wie schon vor 750 Jahren, als er, noch mit der Stauferburg gekrönt, den Freibauern des Seelacher Bezirks Schutz und Schirm des mächtigen Kaiserhauses verhieß.

Die neuere Geschichtsforschung zerstörte wohl den romantischen Schimmer von der „alten Siebenzehnerherrlichkeit", der seit Heinrich Preschers Tagen das Seelacher Gericht umgab, dafür brachte sie dieses Bauerngericht in Beziehung zu Kaiser Friedrich Barbarossa, dessen großzügiger Innenpolitik nicht nur viele weibelhubige Orte, sondern auch die meisten Höfe, Weiler und Dörfer zwischen Schlechtbach und Gebenweiler ihr Dasein verdanken. So wird uns der Gerichtswasen zu einer Denkstätte der Stauferzeit. Nicht nur über Lorch und Adelberg, über Gmünd und dem Kaiserberg, sondern auch über Seelach und seiner Umgebung liegt es wie ein Hauch aus fernen, längst entschwundenen Tagen: *Hic transibat Caesar.*

Die wichtigste Literatur:
Adolf Diehl - „Die Freien der Weibelhube und das Gericht der Siebzehner" in der Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte. Jahrgang 1943, Seite 209—289.

Heinrich Prescher - „Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg". Band II. Seite 216 ff.

Modernisierung des Stadtkerns von Gmünd

Vom „PREDIGER"

Ein Wort zur Besinnung. Von Albert Deibele

Wer so oft wie ich mit Stadtführungen betraut wird, wird empfindlich für alle Veränderungen im Stadtbild, seien es Verbesserungen oder Verschlechterungen. Wie hat sich der Stadtkern von Gmünd in den letzten Jahrzehnten geändert, am meisten in der Gegenwart! Geht es nur wenige Jahre in diesem Ausmaße weiter, so dürfte von Alt-Gmünd bald nichts mehr erhalten sein. Was hat Gmünd an wertvollstem Kulturgut seit der Aufhebung der Reichsstadt verloren! Kaum eine Stadt in Württemberg wäre imstande, eine solche Fülle von Kunstdenkmälern aufzuzeigen wie Gmünd. Demgegenüber steht die Tatsache, daß seit 150 Jahren in Gmünd auch nicht ein einziges Gebäude aufgeführt worden ist, das über den Durchschnitt hinausragt, so daß es sich lohnen würde, dessenhalben nach Gmünd zu reisen. Was wir heute den Fremden zeigen können, sind unsere alten Kirchen und Kapellen, einige Fachwerkhäuser und die Barockbauten von J. M. Keller. Manches Gebäude hat noch ein schönes Portal mit zierlichem Oberlicht, eine prächtige alte Eichentüre, auf welcher sich das Messingbeschläg recht wirkungsvoll abhebt und durch seinen Glanz schon von weitem die saubere Hausfrau verrät. Wie reich aber war Gmünd an solcher Kleinkunst zu meiner Jugendzeit! Wie viele Häuser besaßen noch ihre schmucken Portale, ihre Oberlichter, Fenstersspiegel, Wasserspeier, Fensterkörbe! Das meiste ist dahin. Einiges verträumt noch in unserem Altertumsmuseum, das andere ist zerschlagen, verbrannt, verkauft, verschollen.

Die Altstadt wird immer mehr Geschäftsstadt, und von dieser Seite droht ihr die meiste Gefahr. Bei Ladeneinbauten stehen viele Hausbesitzer auf dem Standpunkt, möglichst viel von dem Mauerwerk des Erdgeschosses herauszureißen und es durch große Glasfenster zu ersetzen. Sie übersehen dabei zu leicht, daß sie damit den ganzen Charakter der Gebäude zerstören und die Umgebung verschandeln. Es ist etwas anderes um ein neues Gebäude, etwa den Bau der Ersatzkasse in der Goethestraße. Dieser ist von vornherein auf Eisenbeton berechnet und erhält durch diesen seine Festigkeit. Unsere Althäuser aber ruhen auf Mauerwerk. Wird dieses herausgerissen und durch Eisenbeton ersetzt, so kommt etwas Wesensfremdes in den Bau. Das Gebäude steht wie auf Stelzen, und man bekommt das Gefühl, daß es bald einstürzen wird. Es ist bei den Gebäuden wie bei den Menschen: Was für ein junges Mädchen angebracht ist, paßt meist nicht für eine alte Dame und umgekehrt. Oft wäre es möglich, das Alte mit dem Neuen organisch zu verbinden, wie es etwa beim Umbau vom Café Greiner geschah. Ich kann mich aber des Eindrucks nicht erwehren, daß nicht alle Architekten hierin willens, vielleicht auch nicht fähig sind, Annehmbares zu schaffen. Die Architekten sollten in der Gestaltung des Baues führend sein und nicht der Bauherr! Erhebt dann die Aufsichtsbehörde Einsprache, so kann man erleben, daß der Bauherr bei den Stadträten und der Kunstkommission herumrennt und mit allen Mitteln versucht, seinen Standpunkt mundgerecht zu machen und seine Pläne durchzudrücken, was nur zu oft gelingt. Der Wille des Bauherrn in Ehren; aber er muß sich in tragbaren Grenzen bewegen.

Unser altes Stadtbild ist leider schon so verdorben, daß sich nicht allzuviel mehr retten läßt. Man betrachte, um nur ein Beispiel zu nen-

nen, die Bocksgasse! Es ist daher dringend notwendig, einige enger begrenzte Bezirke herauszunehmen und diese vor weiterer Verschandelung zu bewahren, wenn möglich, das Straßenbild zu verbessern. Ich denke hier vor allem an den Marktplatz, den Münster- und Johannisplatz. Auch der Platz beim Kornhaus könnte vielleicht noch verbessert werden. Hier sollten nur im engsten Zusammenwirken mit Kunstsachverständigen größere Umbauten vorgenommen werden dürfen. Den Bauenden müßte unter Umständen — wie dies Schorndorf macht — seitens der Stadt unter die Arme gegriffen werden. Dieses Geld wäre die beste Anlage für Fremdenverkehrswerbung. Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß alles Alte gut ist, auch nicht, daß man alles Alte, wenn es auch gut ist, erhalten kann.

So hat Gmünd in den letzten 150 Jahren manches wertvolle Baudenkmal verloren. Der größten Barbarei aber machte man sich schuldig mit der Kirche der Dominikaner oder Prediger. Diese Kirche war von einzigartiger Schönheit. Erste Künstler wie Dominikus Zimmermann, der Meister von Steinhausen und Wies, Johann Michael Keller und Anwander als Maler haben zu ihrem Ruhme beigetragen. Dazu kamen feinsinnige Stukkateure. Von der Güte des Schreinwerkes zeugt der noch erhaltene Beichtstuhl in der neuen Kirche zu Straßdorf. Von allergrößter Bedeutung waren die Deckengemälde von Johann Anwander, die heute vollständig zerstört sind. Auch nicht eine Spur von ihnen hat sich im Prediger davon erhalten. Hören wir, wie die Kunstgeschichte diese Bilder einschätzt!

Walter Klein schreibt in seiner „Gmünder Kunst“ Band III, S. 115: „Die völlig zerstörten Deckengemälde werden zu den großartigsten Schöpfungen des 18. Jahrhunderts überhaupt gerechnet.“ In Fabers Konversationslexikon 1850 heißt es nach Klein (S. 116): „Das Hervor- und Zurücktreten der Gruppen und einzelnen Figuren, die optische Wirkung im allgemeinen war so glücklich, daß das Fresko wohl für eines der großartigsten Werke gehalten werden darf, welches Deutschland im 18. Jahrhundert hervorzubringen vermochte. 1860/62 waren noch Spuren zu erkennen. Das wenige, was sich erhalten hat, zeigt eine merkwürdige Frische und Lebendigkeit der Farben, Tiefe und Kraft der Schatten, Zartheit und Mannigfaltigkeit der Fleischtinten.“ Auch die Gegenwart beschäftigt sich wieder eingehend mit diesen Fresken. Dieser Tage erhielt ich einen Brief aus St. Gallen von einem Kunsthistoriker, der sich ebenfalls mit diesem Deckengemälde befaßt. Zuerst bezieht er sich auf eine Arbeit von Julius Schöttl im Jahrbuch des Historischen Vereins von Dillingen 1953 über Johann Anwander, worin Schöttl schreibt: „Die Wertschätzung des Meisters zeigt sich wieder 1764 durch die Anwander übertragene Ausmalung der ehemaligen Dominikanerkirche, von deren bedeutender künstlerischer Konzeption (Entwurf) nur noch ein sehr großer Aquarellentwurf in der Staatlichen-graphischen Sammlung in München einen Eindruck vermittelt. Das riesige Fresko mit ca. 1200 Figuren fiel der Barbarei nach der Säkularisation zum Opfer und ist restlos zerstört, da die profanierte Kirche ab 1821 als Pferdestall und später als Kaserne diente. Das Gemälde war bezeichnet von Johann Anwander als Maler und Franz Anwander als Vergolder, 1764.“ Herr W. in St. Gallen fährt fort: *„Darnach muß sich Schwäbisch Gmünd im Besitze des wahrscheinlich größten Deckenfreskos, das je überhaupt gemalt worden ist, befunden haben.* Schöttl schreibt von ca. 1200 Figuren. Die gewaltigen Kuppel- und Wölbungsfresken zu Zwiefalten, zu Ettal, zu Würzburg (Kaisersaal bzw. Treppenhaus, Residenz) weisen einen Figurenbestand von 360 bis 500 Personen auf ... *Die unerhörte Tatsache, daß Schwäbisch Gmünd einmal das größte Deckengemälde Europas beherbergte, bedeutet ein außergewöhnliches Faktum und in der Forschungsarbeit über die deutschen Barock-Freskomaler einen wichtigen Markstein.“*

Was haben wir also allein mit dieser Kirche verloren! Ich kann mir denken, daß sich heute allein wegen dieses Gemäldes ein Fremdenstrom nach Gmünd ergießen würde wie nach Steinhausen, Wies, Zwiefalten oder Stuppach. Doch das ist dahin. Sorgen wir aber dafür, daß nicht noch mehr hier zerstört wird und daß die Barbarei, durch welche schon 150 Jahre lang unser Stadtbild verschandelt wird, endlich aufhört.

Wer ist an dem beklagenswerten Ruin der Dominikanerkirche schuldig? Kurzer Hand wurde bis jetzt die ganze Schuld dem württembergischen Staate zugeschoben, in dessen Besitz das Kloster 1802 kam. Man urteilte etwa folgendermaßen: Das ganz protestantische Altwürttemberg stand dem barocken Prachtbau verständnislos gegenüber und hat, wenn auch nicht aus Bosheit, doch aus Gleichgültigkeit und Unverstand den Verlust des Kunstwerkes verursacht. Was aber ist die Wahrheit? Es ist richtig, daß den württembergischen Staat ein großes Verschulden trifft. Es ist ihm aber zuzubilligen, daß zu jener Zeit die Kunst des Barocks vielfach nicht mehr geschätzt, ja geradezu abgelehnt wurde, während wir heute in ihm die höchste Erfüllung des Kunststrebens erblicken. Der Staat hat allerdings schon 1804 das Dominikanerkloster mit Militär belegt, die Kirche aber unberührt gelassen. 1821 wurde das Schießtal als Artillerieschießplatz bestimmt. Das brachte es mit sich, daß immer wieder vorübergehend größere Pferdebestände in hiesiger Stadt untergebracht werden mußten. Es war schwierig, die nötigen Ställe aufzutreiben. Da kam der Oberkriegsrat Oberst von Haller auf den Gedanken, neben anderem auch die leerstehende Dominikanerkirche mit Pferden zu belegen. Es war ihm aber nicht recht wohl bei der Sache. Er legte der Stadt eine größere Denkschrift wegen Errichtung des Artillerieschießplatzes vor und bat, zu den einzelnen Punkten Stellung zu nehmen. Am 24. und 26. Januar 1821

wurde die Denkschrift vom hiesigen Stadtrat (Stadtratsprot. 1821, S. 26 ff.) unter Vorsitz des Bürgermeisteramts-Verwesers Herlikofer beraten. Punkt 5 lautete (S. 51): „Das vormalige Dominikanerkloster sei zu einer Pferdestallung ausersehen, insoferne diese Einrichtung hier keine widerliche Sensation hervorrufen würde. Es möchte daher der Stadtrat über diesen letzten Umstand sich äußern.“ Ferner wurde angefragt, ob zur Pflasterung der Dominikanerkirche für Zwecke als Pferdestall Steine aus dem städtischen Steinbruch verwendet werden dürften. Darauf faßte der ganz katholische Stadtrat den Beschluß (S. 53b): „*Die Einrichtung einer Pferdestallung in der vormaligen Dominikanerkirche mache hier nicht die mindeste widrige Sensation.*“ Ferner wurde der städtische Steinbruch für die Pflasterung der Dominikanerkirche zur Verfügung gestellt.

Auch der katholische Stiftungsrat unter dem Vorsitz von Dekan Kratzer machte keine Einwendungen, wenigstens sind keine im Protokoll vermerkt. Wohl wird eifrig darüber gesprochen, ob durch den Tausch von Grundstücken im Schießtal, anläßlich der Herrichtung des Artillerieschießplatzes, das Stiftungsvermögen geschädigt werde.

Wie gefühllos man nun mit dem Dominikanerkloster umging, zeigt sich auch an folgendem: Die Dominikaner hatten längs ihrer Kirche gegen den Johannisplatz einen kleinen Friedhof. Da nun die Dominikanerkirche zu einem Pferdestall bestimmt war, brauchte man auch eine Dunglege. Oberst von Haller schlug vor, diese auf dem Dominikanerfriedhof zu errichten (Ratsprot. S. 17). Auch gegen diesen Plan legte der Gmünder Gemeinderat keine Verwahrung ein.

Wie es mit der Kirche ging, ist bald erzählt. Zuerst wurde sie nur vorübergehend als Pferdestall benützt. Als dann im Schießtal Stallbaracken errichtet wurden, baute man in die Kirche Mannschaftsräume ein. W. Klein berichtet (Gmünder Kunst III, S. 116), daß der Gmünder Maler Carl Tiefenbronn im Auftrag von Julius Erhard 1862 von den letzten Resten des großen Gemäldes eine Aquarellskizze gemacht habe. Von dem Hochaltar ragten noch lange Zeit die obersten Teile in die Dachstuben hinauf. Stadtrat Bürger, der lange Jahre als Feldwebel im Prediger gewohnt hat, berichtete mir, daß noch um 1904 von dem Altar Bögen sichtbar waren, auf denen pausbackige Engelchen, sog. Putten, gesessen hätten. Als bei der Mannschaft einige Fälle von Typhus vorgekommen seien, habe der damalige Stabsarzt die Entfernung der Reste des Altars als Staubfänger angeordnet. Daraufhin sei alles weggeschlagen worden.

Es ist schade, daß der Prediger immer mehr zerfällt und verkommt. Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, welche sich der Wiederherstellung und sachgemäßen Benützung dieses Baus entgegenstellen. Es geht aber nicht an, die Frage des Predigers so lange beiseite zu schieben, bis überhaupt nichts mehr zu retten ist.

Ein lustiger Brauch bei den Küfern der Reichsstadt

Von Albert Deibele

Wie alle Zünfte begingen auch die Küfer ihren Jahrtag überaus feierlich. Am Sankt Urbanstag (25. Mai) begab sich die Zunft geschlossen ins Münster und betete für die Seelenruhe der verstorbenen Zunftangehörigen. Dann aber kam die Freude zum vollen Durchbruch. Damals floß noch ein Mühlbach offen durch die Ledergasse. In der Nähe des Fehrle-Steges stand eine Walkmühle. Beim „Roten Ochsen“ (heute Ledergasse 8) überquerte eine Brücke den Mühlbach. Auf dieser Brücke hatte das junge Volk der Küfer zwischen zwei schönen Maibäumen ein großes Faß aufgestellt, auf welchem ein hölzernes Bildnis des heiligen Urban Platz nehmen mußte. Regnete es an diesem höchsten Feiertage der Küfer, so mußte es Sankt Urban büßen. Er wurde vom Faß herabgenommen, in feierlichem Zuge zur Rems getragen und dort in das Wasser geworfen. Bei der Walkmühle (also beim Fehrle-Steg) fischte man den Heiligen wieder heraus. War aber schönes Wetter, so wurde am Abend ein Freudentanz um das Faß, auf welchem Sankt Urban stand, aufgeführt, wobei die Spielleute ihr Bestes gaben. Dieser Brauch hat sich bis 1777 gehalten. In diesem Jahre schreibt der damalige Stiftsprobst Franz Xaver Debler in die Agende (S. 58), daß er diesen aus dem Heidentum stammenden Unfug abgeschafft und für immer verboten habe.

Wir möchten dies fast bedauern, denn solch alte Bräuche brachten viel Freude und Fröhlichkeit in den grauen Alltag und waren meist recht harmlos.

Daß sich auch anderwärts Ähnliches zutrug, z. B. in Mergentheim, schildert die im Jahre 1880 herausgegebene „Beschreibung des Oberamts Mergentheim“. Sie schreibt Seite 334: „In der Nacht vom 25. Mai 1743, heißt es, am Skt.-Urbans-Tag, war der Weinstock erfroren. Dieses nahmen die Häcker (Weingärtner) ihrem Patron Skt. Urban so übel, daß sie bei einer an diesem Tage abgehaltenen Prozession dessen mit herumgetragene Statue beim Vorbeiziehen an der Wette mit den Worten hineinwarfen: „Du hast uns den Wein erfrieren lassen, so saufe nun auch wie wir Wasser.“ (Schriftleitung)